

Björnson im Spiegel seiner Briefe

Autor(en): **Wendriner, Karl Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Björnson im Spiegel seiner Briefe

Von Karl Georg Wendriner

Wenn ich an Henrik Ibsen denke, so sehe ich ihn vor mir, wie er in der Ecke seines Münchener Cafés seine Zeitungen las. Jeder, der ihn so sah, diesen kleinen, untersehten Mann, der später einmal „dichten“ mit „sehen“ definierte, muß gefühlt haben, wie dieser Mensch aus den Mienen der Vorübergehenden, aus den kurzen Notizen der Zeitungen eine neue, seine Welt zusammendichtete. Da er noch lebte, sah man in ihm den Wahrheits-sucher, den Vorkämpfer einer neuen Ethik. Er mag all das gewesen sein. Aber jetzt, da sich sein Leben und sein Werk geklärt haben, lebt er für die Nachwelt fort als der große Dichter.

Wenn wir uns an Björnstjerne Björnson erinnern, so steht deutlich ein anderes Bild vor uns: der große starke Mann mit dem von weißen Locken umwallten Haupt und mit der geballten Faust, zum Volke sprechend. Als Dichter hat uns Björnson nicht allzu oft gepackt: am tiefsten gewiß im ersten Teile von „Über die Kraft“. In seinen Lustspielen hatte er ein feines Lächeln, das uns Wärme gab. Aber es war keine Welt, die er uns schenkte. Und so behält sein Porträt im letzten Grunde etwas Starres: er bleibt in unserm Gedenden der liberale Politiker und Agitator, der Mann des praktischen Lebens, der Verkünder einer *vita activa*, — der in seinen Nebenstunden dichtete.

Dieses Bild bekommt Leben und tiefste Menschlichkeit, wenn wir Björnsons Briefe an seine Lieblingstochter Bergliot lesen ¹⁾ Seltsam: Ibsen war der große Dichter, aber seine Briefe ließen uns kalt. Er hatte niemanden, der ihm nahe stand, er war am stärksten allein, und was er den Menschen zu sagen hatte, das ließ er die Helden seiner Dramen aussprechen. Von den zahllosen

¹⁾ Björnstjerne Björnson Briefe aus Aulestadt an seine Tochter Bergliot Ibsen, (Verlag S. Fischer, Berlin) einzeln erschienen und aufgenommen in den fünften Band von B. Björnsons „Gesammelte Werke in fünf Bänden“, die als Gegenstück zur Volksausgabe der Werke Ibsens erschienen sind und eine ausgezeichnete Auswahl aus des Dichters Gedichten, Erzählungen, Romanen und Dramen enthalten. (Verlag S. Fischer, Berlin).

Briefen Björnsons sind bisher nur die wenigen an seine Tochter gesammelt. Aber wenn die andern diesen ähneln, so werden wir in diesen Episteln einen köstlichen Schatz besitzen.

Wie ein Symbol seiner eigenen Lebenswärme ist es, wenn Björnson der Tochter einmal sein Heim schildert: „Liebes, süßes Mädchen Du, Sonntagmorgen, scharfer Wind überm Schnee, das Barometer auf seinem tiefsten Stand, also haben wir Schlimmes zu erwarten; aber im Hause warm; bei offenen Türen unten und oben kommt die Wärme vom Flur zu uns herein und mischt sich mit der Wärme aller Öfen; Karoline geht umher und sieht nach und räumt auf; unten ein Frühstückstisch mit geräuchertem Lachs, kaltem gebratenem Schneehuhn, fünf Sorten Käse, darunter ein neuer „Starthingskäse“, und unter all der Herrlichkeit ein weißes Tischtuch, und blaue Karaffen und Gläser.“ Immer wieder hat er der Tochter, die in diesen Jahren 1887—1890 fern der Heimat in Paris lebte, um sich im Gesang auszubilden, von der Schönheit des Sommers in Aulestadt, von der Herrlichkeit des norwegischen Winters vorgesungen. Und man fühlt hinter all diesen Worten die Sehnsucht des Vaters nach seiner Tochter. Björnson hat Bergliot am meisten geliebt. „Du bist“, gesteht er ihr, „von allen unsern Kindern die vollste und einheitlichste Natur. Dafür bist Du unter ihnen auch das Kind, um das ich mir die wenigste Sorge zu machen brauche.“ Er war stolz darauf, daß ihn die Tochter so durchaus verstand, und es ist rührend zu lesen, wie er jeden Brief an das geliebte Kind unterschrieb: „Dein Freund Vater“. Und er hatte ein volles Recht, sich ihren Freund zu nennen. Über alles hat er sich mit ihr ausgesprochen, für alles hat er gesorgt, alles hat er verstanden. Mit innigem Interesse hat er ihre Fortschritte im Gesange verfolgt, aber er hat stets ihre Augen offen gehalten und ihr gezeigt, daß das Lob der Gesanglehrerinnen nicht mehr wert sei als eine „Aufmunterung“ oder „Schmeichelei“. Er liebte ihre „nervösen Briefe nicht“, in denen sie über ihre Mattigkeit, ihre Einsamkeit klagte. Aber entschuldigend fügte er hinzu: „das hängt wohl zusammen mit dem Geistigen und dem Gefühlsstarken, mit dem, was die Seele der Kunst ist“. Mit witzigem Spotte tröstet er sie über den tragischen Ausgang ihrer Liebeleien: „Diesmal versicherst Du, Du kannst Dich nie mehr verlieben; wir sind sicher, daß bereits eine neue Verliebtheit im Anzug ist, Dein Hundertzwanzigster.“ Und er ermahnt sie, ehe sie nach langer Trennung in die Heimat zurückkehrt: „Und verlobe Dich

nicht unterwegs! Komme heim und sei Bergliot toute entière et toute seule.“ — Die Tochter dieses Vaters wußte, daß, was sie auch tut, der Vater immer an sie glauben und stets für sie eintreten würde. In freundschaftlichstem Tone gab er ihr seine Lehren: „Ich verlasse mich darauf, daß Du in diesen Gesellschaften Dich freihältst von allem, was nach Absichtlichkeit oder Kofetterie aussieht, so etwas liegt kaum in Deiner ehrlichen, schlichten Natur.“ Und als Bergliot wirklich bald darauf in eine Situation kommt, aus der sie sich allein nicht zu retten weiß, da ruft ihr der Vater zu: „Vergiß nie, in was für Dummheiten Du auch hineingerätst und was Du selbst auch für Dummheiten machst, stets mußt Du die feste Überzeugung haben: wir glauben daran, daß Du bei Deiner prächtigen Natur einfach unglücklich bist, und wir werden nicht böse, sondern selbst unglücklich sein und Dir helfen nach bestem Vermögen. Denke daran, Bergliot, daß Du niemals etwas tun kannst, aus dem Dir heraus zu helfen wir nicht mit aller Kraft versuchen würden. Habe vor allem und unbedingt in Dir die Sicherheit, die das Bewußtsein gibt, daß Du unerschütterlich treue Freunde an uns hast, in Freud' und Leid, in Glück und Schande, in unwandelbarer, ausharrender Liebe.“

Die Gestalt der Tochter bleibt im Hintergrund. Ein Schattenriß. Wir gewinnen den Eindruck eines persönlichen Menschen, einer nervösen Frau, einer jungen Künstlerin, deren Tage in tiefstem Selbstvertrauen und letztem Verzweifeln am eigenen Können sich zerreiben. Der Mensch Björnson aber wird von allen Seiten beleuchtet. In seiner Liebe zu seinem Weibe. Immer wieder hat er von ihr gesprochen: „Mutter sitzt und schreibt für mich ab in diesen Tagen, daß ihr die Finger steif werden und der Körper krumm und lahm; aber es ist doch ihre liebste Arbeit.“ Oder: „Mutter wird entsetzlich taub, Du, aber prachtvoll sieht sie aus! Und so gesund ist sie. Sie behauptet, sie schlafe nicht gut, wenn sie nicht von $1/2$ 10 bis 8 Uhr durchschläft.“ Und wenn er irgend eine gute Eigenschaft der Tochter lobt, so verfehlt er nicht hinzuzusetzen: „Das hast Du wesentlich von Deiner Mutter.“ Mit dieser Frau zusammen hat er all die schweren materiellen Sorgen seines Lebens ertragen. Die Tochter aber hat er immer ermahnt, die Sache mit dem Gelde nicht so tragisch zu nehmen: „Du sollst Deine Zeit in Paris bleiben und keinerlei Rücksicht nehmen, weder jetzt noch später, wenn es gilt, vorwärts zu kommen. — Hör' nur auf, Dich um mich zu ängstigen, ich werde schon den Mund aufstun, wenn es notwendig

ist. Aber ich denke, wir schaffen's. — — Wenn Du gut ißt, gut schläfst, gut singst, — — dann ist Sonnenschein und Festtag!“

Wir hören in diesen Briefen wenig von Björnson, dem Dichter. Viel mehr von dem Politiker, am meisten von dem Menschen. Die bekannten Züge seines Bildes treten mit neuer Kraft hervor, wenn wir die Worte lesen, die er der Tochter über die Treue gegen die Menschen, über die Liebe zum Vaterlande schrieb: „Treue, alles, was einen Menschen darin festigen kann, ist das Mittel, unser Gemüt und unsern Charakter zu erweitern. Nichts bringt so großes Leid, aber auch nichts so große Freude, deshalb führt auch nichts so viel der Seele eines Künstlers und dem Willen eines Menschen zu. Halt an der Treue fest, Bergliot, sie ist die Krone des Lebens! Alles andere, was die Menschen so nennen, ist es nicht, — mögen nun Priester oder Gott weiß, wer sonst, es behaupten. Allein die Treue ist es. Dabei aber erhebt sich die Frage: wem schuldet man das meiste? Also auch die höchste Treue? Dem Vaterland. Unter diesem Namen hast Du die Wahrheit, hast Du alles Gute. Paß auf, daß Deine Treue gegen die Menschen niemals in Widerstreit kommt mit Deiner höchsten Verpflichtung. Erst sie, dann alles andere!“ Bis an sein Lebensende hat Björnson seinen Optimismus behalten, seinen Glauben, daß die Welt den Starken gehöre. Stolz ruft er aus: „Und wer glaubt, er könne mich zu Boden werfen oder könne vorbeigehen an dem, wofür ich mein Leben eingesetzt habe, der hat wieder umlernen müssen.“ Er will lichtere Zeiten zuwege bringen, er will Schönheit und Lebensfreude den Menschen geben. Und er hofft, am Anfang einer neuen Epoche zu stehen: „Ich will so viel, und ich glaube, ich vermag auch noch viel. Und dann glaube ich, wir stehen wieder dicht vor einem Aufschwung; ich glaube es. Seltsame, starke ethische Kräfte dringen von allen Seiten herein, strengere Forderungen, ehrlicherer Wille. Was einen angewidert und dabei gepeinigt hat, die Verrätereie im Großen und Kleinen hat seinen Herensabbath gehabt, jetzt sollst du sehen, es wird bald Tag. Jedenfalls kann der Mensch nicht arbeiten, wenn er nicht diesen Glauben hat. Und ich habe ihn!“

Nur selten aber wird man die literarischen Urteile Björnsons unter-schreiben können. Garborgs Romane hält er für wertlos, der Stil von Jonas Lie ärgert ihn, Zola nennt er den Verzerrer der Wirklichkeit. Seine Kritik ist durchaus unkünstlerisch. „Es gibt“, gesteht er selbst, „zwei Arten von Büchern, — solche, die in den Menschen die Freude am Leben, die Sehnsucht nach

dem Guten steigern, und solche, die das nicht tun. Die ersten sind gut, die andern sind schlecht, so ausgezeichnet sie auch in Einzelheiten sein mögen.“ Ich füge, um den Kritiker Björnson zu charakterisieren, seine Urteile über Ibsen und Strindberg bei: „Auch Ibsens Poesie fällt meines Erachtens allzu stark unter das Ungewöhnliche und rein Unmögliche, um auf die Dauer, d. h. wenn die Sensation verflogen ist, das allgemeine Interesse bewahren zu können. Aber mag es damit sein, wie es will, Strindbergs Poesie ist obendrein schmutzig. Er ist selbst ein bedenklicher Kerl, und das spiegelt seine Dichtung wieder.“ Später, nach der Premiere des „Handschuh“ in der Freien Bühne, sprach er den Wunsch aus, daß die Literaturgeschichte einsehen möge, daß er zuerst Ibsen, zuletzt dieser ihm den Weg gebahnt habe. Viel schärfer lautet sein Urteil über Strindberg: „Was Strindbergs „Julie“ uns zeigt, ist das Experiment eines begabten, aber ungesunden Burschen, der dasitzt und konstruiert — und ganz und garnicht dem Leben folgt. Folgen wir dem Leben (womit sie sich immer nur brüsten) so ist alles viel weniger überraschend. Aufsehen wollen sie machen, das ist für sie Nummer eins. Du kannst ganz ruhig sein: so wird die Literatur nicht werden. Ob wirklich in der Welt ein Mensch glaubt, daß das wahrscheinlich ist? Hat es jemals irgendwo zwei Menschen gegeben, die dieses Zwiegespräch gehabt und sich in einer einzigen Nacht so aufgeführt haben? Oder hat es irgendwelches Interesse, es sei denn, Sensation zu machen mit etwas, was sonst nicht die Regel zu sein pflegt?“

Man erkennt schon in diesen Briefen aus Aulestadt deutlich, was wir von der großen, von Julius Elias vorbereiteten Gesamtausgabe der Briefe Björnsons¹⁾ zu erwarten haben: die Bekenntnisse eines starken Mannes, die Worte eines liebevollen Menschen, eine Fülle von Lebensfreude, Wahrheitsliebe, Weisheit, Kraft und Ehrlichkeit. Was sie uns nicht bringen werden, ist das Bild dieser literarisch so bewegten Zeit, gesehen durch das Temperament eines Mannes, der sie künstlerisch versteht. Und so wird man auch über diese Briefe den Vers Björnsons setzen können, den er in einem autobiographischen Gedicht selbst als Motto über sein Leben geschrieben hat: „Ich lebte mehr, als daß ich sang.“ —

¹⁾ Inzwischen ist der erste Band von Björnsterne Björnsons Briefen bei S. Fischer, Berlin, erschienen. In ihnen spiegeln sich des Politikers und Dichters Lehr- und Wanderjahre, die Zeit von 1857 bis 1870.